

P. C. E T T I G H O F F E R

Nashörner
kämpfen im Tal des Todes



3. Auflage 1943

Druck: Van Markens Drukkerij-Vennootschap, Delft/Holland

Printed in Holland

Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

BERTELSMANN - FELDPPOSTHEFTE

Der wohligen Frühlings

Haller

für mein Bier bei

der Stadt Berlin.

i. A.

Im Lössmäggen

Heft. I. 1. 4. 1944.

Entnommen aus dem Buche: „So sah ich Afrika.“
Mit Auto und Kamera durch unsere Kolonien. Von
P. C. Ettighoffer. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh
Titelzeichnung: S. Kortemeier

Mein Wagen Maxl schnurrt und frisst die Pad mit eiligen Reifen, tausend Kilometer um tausend Kilometer. Und das bedeutet fast nichts im Lande der Endlosigkeit. Diesmal ist das Ziel weit. „Sie möchten etwas vom Land sehen,“ hatte ein Farmer zu mir gesagt, „dann fahren Sie doch hinauf nach Kamanjab zu meinem Sohn, der dort eine in das Kaokoveld hineinvermessene Farm verwaltet.“

Ich folgte dem Rat, und nun saust Max mit mir und Melusine ab gegen Norden. Saust, bis zu jenem Kameldornbaum — — Es kam so:

Seit einigen Tagen waren in dieser Gegend umplanmässige, aber äusserst heftige Gewitter niedergegangen, hatten alle Unebenheiten der Pad mit Schlamm und Wasser gefüllt. Ich sehe nur die blanke, wenig befahrene Pad vor mir, halte ein sehr anständiges, gar nicht afrikanisches Tempo und singe mir eins. Da kommt eine Salzfläche. Hinein, Maxl, hinein und drüber weg! Aber es ist kein festes Salz, sondern nur eine dünne Schicht über einem Loch voll Brackwasser, und mein Max saust da hinein. Die Federn schwingen und werfen den Wagen hoch, schleudern ihn zur Seite und gegen den Kameldornbaum — — „Motor abstellen!“ befiehlt mein Gehirn, ehe ich, vom Schlag betäubt, hinüberdämmere. Melusine, meine

Schreibmaschine, ist mit voller Wucht vom Sitz herab gegen die Bremsstange geflogen, und alles hinter mir gestapelte Gepäck saust nach vorne und bedeckt mich nun mit unerträglicher Last. Warm rinnt es mir übers Gesicht, tropft auf die Hände am Steuer. „Wasser?“ frage ich mich, noch ganz benommen und horche auf den Klang des Kühlers. Wird mein Kühler den Stoss ausgehalten haben? Wenn nicht, dann ist alles aus und vorbei. Dann ist die Reise hiermit beendet. Nein, es ist kein Wasser, stelle ich mit Genugtuung fest, nur Blut, weiter nichts als ein bisschen Blut. Ganz gleich, woher es kommen mag, jetzt wird geschlafen, nur ein paar Minuten — — Ich schliesse die Augen, höre Glocken läuten und Autos tuten. Nanu, eine Stadt mit einer Reichsautobahn? denke ich. Wieso komme ich wieder nach Deutschland? Ich war doch gestern noch in Afrika, ich glaube sogar in Südwest, wenn ich nicht irre — — Ruhe, nur Ruhe, es wird gleich besser — — Na, wo sind wir, Melusine, und wie sieht unser Max aus? Langsam komme ich wieder zu vollem Bewusstsein, schäle mich aus der Last des Gepäcks, schlüpfe aus dem Wagen. Nase und beide Lippen bluten, aufgesprungen, und ein Vorderzahn ist auch geopfert, aber wir sind sonst heil, gottseidank, wir sind heil geblieben. Nur das Schutzblech ist verbeult, das rechte Vorderrad eingeklemmt, die Lenkung verbogen, der Stossdämpfer eine Wellenlinie. Ich werfe den Motor an. Er schnurrt wie eine Nähmaschine, ruhig und regelmässig. Und der Kühler hat keinen Tropfen Wasser verloren. Ich hole mein in Hamburg gekauftes Abschleppseil aus Stahl draht hervor, schlinge es um Stossdämpfer und Kameldorn-

baum, schalte den Rückwärtsgang ein, gebe Gas, ruckweise, zweimal — dreimal — zehnmal. Langsam, krachend und stöhnend geben die verbogenen Stahlteile nach, biegen sich wieder zurecht, werden auseinandergezerrt, bis das Seil reisst. Dann aber, nach einigen letzten Hieben mit dem Beil, bin ich so weit, dass ich weiterfahren kann. Es ist uns nichts geschehen, Max, mir und Melusine. Max heult mit seinen neunzig PS und frisst wütend die endlose Pad gen Norden; Melusine klirrt neben mir auf dem Sitz, und ich pfeife, pfeife vor Freude, weil die Welt so schön, die Strecke so menschenleer, die Steppe so weit und der Himmel so tiefblau ist und wir uns — ausser einem Zahn — nichts gebrochen haben, und weil es nur ein bisschen Blut war statt des kostbaren Wassers aus dem Tropenkühler — —

Nach etwa vierhundert Kilometer Fahrt wird die Pad eng, vielgewunden und quält sich oft um Klippen und wildzerklüftete Berge. Und da sehe ich vor mir mein vorläufiges Ziel — Kamanjab. Auf der Landkarte ist es als Ortschaft genannt. Ich dachte ein Städtchen oder ein Dorf, etwa in der Art wie Outjo, zu finden, mit Stores, mit zwei oder drei Gasthäusern, mit einem kleinen Krankenhaus und einer Schule. Und was sehe ich? Ringsum eine Felsenlandschaft von unbeschreiblicher Wildheit. Über den kahlen, schwärzlichen, rundgeschliffenen Felsen wachsen mannshohe Kakteen und Dornbüsche und alles überragende Bäume mit seltsamen, silberweissen, glänzenden, glatten Stämmen, die in kurzen, knorrigten Ästen ausgehen und wenige, aber grosse grüne Blätter tragen. Diese

Bäume, deren Namen ich nicht erfahren konnte, haben nur leichtes, schwammiges Holz. Ihre angeritzte Rinde blutet einen milchigen Saft aus. Die Stacheln der Kakteen stehen lang und starr wie lauter kleine, feingeschälte Dolche. Über den dunklen Felsbrocken, den grünen Kakteen mit den brennend-roten Blüten, den silbrig-weissen Baumstämmen und der kalkig-weissen, von der Hitze ausgedorrtten Erde wölbt sich ein Himmel von einer unwahrscheinlichen Bläue und Reinheit. Und dort, hingekuschelt an die Felswand, heben sich zwei kleine Häuser von der Landschaft ab. Eins der Häuser ist die Polizeistation, das andere ein Store. Und hier ist die Pforte zum verbotenen Gebiet, hier beginnt das Kaokoveld. Ich mache dem Vorsteher der Polizeistation meinen Anstandsbesuch; ich gehe dann hinüber zum Store, den ein Deutscher unterhält, als Bezugsquelle für die wenigen Farmen, die hier tief ins Kaokoveld eingeschnitten liegen. Die letzte Kiste Benzin wird mir verkauft, denn ich habe noch einen langen Weg. Tankstellen gibt es hier oben längst nicht mehr, und aller Brennstoff wird in Blechkanistern und diese zu je zwei Stück in Kisten abgesetzt. Währenddessen wird der deutsche Wagen mit der rheinischen Nummer ausgiebig bestaunt. Glänzend-schwarze Männer vom Ovambo-Land wundern sich über dieses Fahrzeug aus einer anderen, fremden Welt. Und die paar Weissen hier schütteln den Kopf über mich, der ich allein diese nicht ungefährliche Pad gefahren bin und allein weiterfahren will.

Ich lasse mir genau die Pad zu meinem noch dreissig Meilen in der Steppe liegenden Ziel beschreiben, fahre los. „Gute Pad!“ wünschen mir die Weissen, die beiden Deutschen und

der Polizeipostenvorsteher. Zuerst geht es noch mässig. Der Wagen nimmt die kurzen, steilen Steigungen mit Leichtigkeit. Dann kommen Felsen, Klippen, Rillen und Gruben, alles vom Gewitterregen ausgewaschen, tief, grundlos. Nur mit Mühe kann ich die Pad erkennen, eine alte Kraftwagenspur. Der letzte Wagen soll hier vor wenigen Tagen erst durchgefahren sein. Na also! Rechts und links wächst jetzt hohes, steiles, gelbes, hartes Gras. Es wächst auch auf der Pad. Ich fahre darüber hinweg. Die Halme streichen bald hart, bald sanft unter Max hinweg, reinigen das Gestänge, setzen mir aber das Schutznetz am Kühler voll Grassamen. Dick und pelzig, wie eine Filzdecke, legt sich der Samen vor die Motorhaube, haftet eisenfest. Die Kühlung wird unterbunden, weil keine Luft mehr die Samenschicht durchdringt. Das Wasser fängt an zu singen, zu summen, zu sprudeln, zu zischen. Ich steige aus, reinige mühsam die Kühlerfront, fahre weiter. Fahre und fahre und schaue hin und wieder auf den Kilometerzähler. Blicke auf meine Uhr und äuge nach der Sonne. Seit fast zwei Stunden schon fahre ich durch Grasland ohne Ende. Längst müsste die Farm vor mir auftauchen. Längst müsste ich wenigstens das Wasserrad sehen. Der Windmotor ist ja das untrügliche Zeichen jeder Farm. Überall, wo ein Windmotor steht und sich dreht, sind Menschen nicht weit. Wo sind jetzt die Menschen? Was heisst hier Menschen? Brauche ich Menschen um mich, wenn ich die Natur geniessen will, wenn ich Afrika erleben will, so, wie es wirklich ist?! Nein, ich brauche keine Menschen um mich. Ich werde schon durchkommen. Meine beiden Wasertanks sind gutgefüllt; der Kühler hat auch noch genügend

Inhalt, der sich langsam wieder beruhigt, jetzt, da die Luftzufuhr wieder klappt. Ich habe eine kleine Kiste mit Konservendbüchsen bei mir, hinter meinem Sitz. Zigarren und eine Flasche Whisky sind auch vorhanden, und auch Tee, und das Trinkwasser im Wassersack ist vom Fahrwind fast kalt geworden, hat vielleicht höchstens 18 Grad Wärme. Was will ich mehr? Es geht mir gut. Die Sache am Kameldornbaum ist glimpflich abgelaufen. Ich werde kämpfen!

Gedacht, getan! Die Sonne steht kaum noch handbreit über dem Horizont. Ich habe mich verfahren, das steht fest. Wer weiss, welcher Spur ich hier nachgefahren bin. War doch manchmal ganz gut und ganz ausgetreten, diese Spur. Komische, gewaltige Dunghaufen lagen hie und da mitten auf dieser Pad. Was müssen die Leute hier für Rinder haben, die mit solchen Dunghaufen dienen können! Jedenfalls, ich werde meinen Max etwas abseits von dieser Pad aufstellen, um den Verkehr nicht zu behindern. — Eine Viertelstunde später brutzelt es in meinem Kochgeschirr. Ich esse Linsen mit Hammelfleisch, danach eine Büchse Obstsalat und trinke Tee mit Zucker und Whisky, stecke mir eine Zigarre an, lege mich in meinem Wagen zur Ruhe nieder. Du liebe Melusine, musst jetzt weg, vom Vordersitz herab und auf den Rücksitz, weil ich mein Bett machen will. Ach, wie wohlig liegt man hier — mit der Schreibmaschine und einem Kissen als Kopfunterlage — Die Zigarre erlischt — still geht der Mond — ich bin tief und fest eingeschlafen — —

Der Wagen bewegt sich. Iemand schüttelt ihn. Diese Bewegung peitscht mich sofort hellwach. Und da sehe ich eine riesenhafte, gelbe Dogge stehen. Das Tier hat sich aufgerichtet,

stützt die Vorderbeine auf das Wagendach, schnüffelt durch das halbgeöffnete Seitenfenster ins Innere.

„Scher' dich weg, du Bestie!“ schreie ich halblaut und mache eine rasche, drohende Bewegung. Das Tier lässt sich sofort zur Erde herab und verschwindet im Busch. Ringsum singen die Maulwurfsgrielen. Ein Geko lärmt. In der Ferne lacht einer ganz fürchterlich. Er lacht und lacht und will scheinbar fast überbrechen vor Freude. Aber dies Lachen wird mir bald unheimlich. Es will gar nicht aufhören, es wird lauter und heftiger, und jetzt lacht ein zweiter ganz in meiner Nähe. So kann nur ein Teufel lachen — oder ein Irrer. Ja, das müssen Wahnsinnige sein, die hier nachts lachen, ja, das klingt wie das sinnlose Gekicher von Irren. Aber nein, in diese Wildnis kommen keine Wahnsinnigen, keine Menschen überhaupt. Hier lachen — Hyänen. Und nun klagt es dicht bei mir. Es klagt wie ein Kind, das man schlägt. Bald geht das Klagen in Bellen über, aber dies Bellen schwillt als herzzerreissende Kinderklage ab. Und ich weiss, dass Schakale dicht bei mir sind. Hi-hi-hi-hiiii!!! Das Lachen der Hyänen, hoo-ii-hi-hi-hi-iiiih! Haltet ein, es ist zum Wahnsinnigwerden! Ich drücke auf mein Boshorn, lasse es durch die afrikanische Nacht brüllen. Das Kichern und Klagen verstummt, aber nach Minuten schon hebt es wieder an — — hi-hi-hi-hi-hiiiiiiih — — das Lachen der Wahnsinnigen, der Lockschrei der Hyänen. — Hi-hi-hiiiiii — — Ich stelle das Beil griffbereit neben mich, ziehe die Decke über den Kopf, zwingen mich zum Schlaf. Die Müdigkeit hilft nach, und bald höre ich das Lachen und das Kinderweinen nur noch schwach und wie aus weiter Ferne. —

Die Kälte weckt mich. Ich reiße die Decke fort, richte mich auf und blicke in eine fahle, bleiche Mondscheinlandschaft mit seltsamen, tiefen Schatten. Alles scheint zu leben und zu atmen. Das Kichern und Weinen der Aastiere ist verstummt, aber ringsum schwirrt und sirrt es von Vögeln, die zu irgendeiner Wasserstelle ziehen oder von dort kommen. Vielleicht sind es Nachtvögel, vielleicht Frühaufsteher. Ich ziehe die Uhr und stelle fest, dass es kurz nach sechs ist. Gleich muss die Sonne aufgehen. Rasch heraus! Die kalte Nachtluft fährt mich an wie ein Hieb. Ich wärme den übriggebliebenen Tee von gestern abend. Drüben am nordöstlichen Horizont flammt der Himmel ganz plötzlich auf; ohne Übergang, ohne Dämmerung, sozusagen im Eiltempo kommt der Tag. Strahlenlos hebt sich die Sonne aus dem dunstlosen Horizont, lässt die Milliarden und Billionen Tauperlen glitzern und leuchten. Das hohe Gras steht wie mit Reif bedeckt in der unendlichen Steppe, so weiss erscheint es im plötzlich aufgekommenen Licht des köstlichen Gestirns, und nur dort, wo das Funkeln des Tages nicht hinreicht, liegen tief und still die blauen Schatten. Scharlachfarben ragen die fernen Berge aus der Ebene. Der Kampf zwischen Tag und Nacht ist wieder einmal siegreich gekämpft. Ein neuer Sonnenlauf beginnt über der Erde Afrikas. Und dieser neue Tag gibt auch mir neuen Mut und neue Kraft und Ruhe zu vernünftiger Überlegung. Was ist geschehen? Verfahren habe ich mich, „verfranzt“, würde ein Flieger sagen. Ach, ich bin kein Flieger, sondern nur ein erd- und reifengebundener Kraftfahrer, und wir müssen sehen, dass wir aus dieser Patsche

kommen, Max, wir müssen sehen, dass wir glücklich herauskommen. Hier gibt es vorerst nur eins: zurück!!

Maxls Reifenspur liegt tief und behäbig im Gras. Ich brauche nur immer nachzufahren. Wieder hat mich die sorgfältig ausgetretene Pad, wieder sehe ich mit grösstem Staunen die grossen Losungshaufen und wundere mich erneut über die gute Verdauung der Rinder hierzulande. Von Rindern aber keine Spur. Komisch, bei diesen zahlreichen Haufen müsste man doch etwas zu sehen kriegen, eine Herde oder ein einzelnes Tier wenigstens.

Nach fast zweistündiger Fahrt bin ich wieder in Kamanjab, frage nach der Pad, erzähle meine Begegnung mit der riesenhaften Dogge. Sie schauen mich halb besorgt, halb belustigt an. Gehen dann an meinen Wagen, untersuchen ihn auf Spuren. Ich habe jedoch zuviele Büsche gestreift. Jede Spur ist längst verwischt. „Doggen“, sagen sie und verneinen entschieden, „Doggen gibt es hier weit und breit keine, aber Löwen! Ein Löwe war an Ihrem Wagen, lieber Freund, ein Löwe, weiter nichts —!“ Mir geht nachträglich ganz leise der Tropenhut hoch. „Und was Sie eine so glatte und gute Pad nennen, das ist der Elefantenwechsel, auf den Sie geraten sind. Können von Glück sagen, dass zufällig mal keine Elefantenherde unterwegs war. Nur Elefantenfüsse haben das Erdreich so schön glatt getreten. Sie werden doch sicher die grossen Haufen Elefantenlosung gesehen haben, oder nicht?“ —

Wenige Menschen wissen eigentlich, was im Kaokoveld los ist. Diese Zone ist verboten für jeden Weissen. Überflüssig,

mal hineingehen zu wollen. Die Polizei von Kamanjab würde es schon nach Stunden erfahren. Wie und durch wen, das ist nicht geklärt. Unbeobachtet und ungemeldet hat bis heute noch kein Weisser diesen Gürtel des verbotenen Landes überschritten, und jetzt, da ich an der Grenze des Kaokoveldes stehe und hinüberschaue in das verbotene Gebiet, überkommt mich etwas wie unheimliche Angst. Ich spüre auf einmal, dass mich jemand beobachtet. Langsam lasse ich mein Glas rundgehen, suche jeden Busch, jedes Grasbüschel ab. Finde nichts, gar nichts. Und dennoch, ich werde beobachtet, das fühle ich. Vielleicht ist't nur ein Grosswild, das mich belauert, ein Löwe, ein Leopard. Jedenfalls, ein Augenpaar ist auf mich gerichtet, das steht fest. Langsam fahre ich weiter, wobei ich jedes Ausweichen in das neben einer alten Wagenspur beginnende Sperrgebiet ängstlich vermeide. Und so gelange ich auf einen Aussenposten, im äussersten Zipfel dieser letzten, tief in das Kaokoveld hineinvermessenen Farm. Hier ist wirklich jede Kultur zu Ende. Hier ist der Mensch wirklich nichts, die starke Natur aber alles. Der Posten besteht nur aus einem kleinen Hartebeesthaus, gefertigt aus Reiserhalm, mit Lehm beworfen. Felle trocknen vor dem Haus, in der prallen Sonne. Daneben bleicht Antilopengeweih.

„Wo ist dein Mister?“ frage ich einen Bambusen, der faul und schläfrig in der Sonne lungert. Ausser mir und zwei munteren Erdmännchen, die mich neugierig mustern, ist er das einzige Lebewesen weit und breit.

„Mister auf Pad, dorthin — —!“ sagt der Schwarze. Ich heisse ihn einsteigen. Er duftet wie tausend Teufel, und ich

muss die Windschutzscheibe ganz gross öffnen, um den Negergestank aus dem Wagen zu fegen, mit dem Fahrluftzug, trotzdem Tausende Insekten und Kerbtierchen wie leiser Trommelwirbel gegen das Glas prasseln oder mir ins Gesicht. Ein dicker, schwarzer Käfer, ungefähr daumengross, prallt in schwerfälligem Flug gegen mein rechtes Auge, dass mir vor Schmerzen die Tränen über die Wangen laufen. Lieber Insekten im Wagen als den fürchterlichen, unbeschreiblichen Geruch eines niegewaschenen, echten Eingeborenen vom Kaokoveld! Eine halbe Stunde lang fahre ich kreuz und quer durch die Steppe, immer dem zeigenden Finger des Bambusen nach. Nein, allein hätte ich diesen Aussenposten nie gefunden, bestimmt nicht. Und jetzt, am Rande der endlosen Steppe, sehe ich einige Menschen um ein Bohrloch. Wasser wird dort gesucht. Einer der Männer dort ist ein Weisser. Er trägt nicht mal einen Tropenhelm, trotz der fürchterlichen Mittagshitze, sondern einen bayerischen Seppplut. Maxl knirscht mit allen vier Bremsen.

„Herr v. K.,“ sage ich, „recht schöne Grüsse aus Deutschland von Ihrem Bruder, dessen Regimentskamerad ich bin.“ — Er stutzt einige Sekunden. Dies alles kommt ihm so unerwartet, klingt so seltsam. Schneid da plötzlich ein Europäer ins Kaokoveld, ein paar hundert Kilometer von der nächsten Bahnlinie entfernt, und bringt Grüsse. Nicht genug, zwischen dem vertrockneten, harten Gras leuchtet eine deutsche Autonummer, mit dem deutschen Hoheitsstempel, und darauf ist zu lesen: „Der Oberbürgermeister der Stadt Bonn.“ Mein Gegenüber muss schlucken vor Staunen und innerer Erregung. So plötzlich und neu und ereignisreich ist dies alles. Wann hat er zum letzten

Male einen Weissen gesehen? Heute soll er vom Aussenposten zurück in die Farm. Er hat Wasser gefunden, eine gute, unerschöpfliche Ader. Man wird also diesen Aussenposten mit Vieh besetzen können. Jetzt gilt es, die Pumpen, den Windmotor und die Tränken zu bestellen. Und überhaupt, jetzt sind die Lebensmittel alle.

„Zum Frühstück heute habe ich mein letztes Ei im letzten Trinkwasser gekocht, dazu mein letztes Stück Hartbrot gegessen und meine letzte Zigarre geraucht. Ich bin leider völlig abgebrannt, muss heute hinein auf die Farm, zur Verproviantierung. Ich kann Ihnen also leider nichts, aber auch gar nichts anbieten,“ meint er bedauernd. Aber ich habe ja meine gutgefüllte Proviantkiste im Wagen. Und jetzt erlebt das Kaokoveld eine Schlemmerei, wie sie wohl an dieser Stelle noch nie vorgekommen ist.

Zuerst mache ich den Petroleumkocher an. Dann tritt der Büchsenöffner in Tätigkeit. Wir haben beide grässlichen Hunger und fürchterlichen Durst. Ausserdem soll das die einzige Mahlzeit für die nächsten vierundzwanzig Stunden sein, das wissen wir. Halten wir es also wie die Eingeborenen: einmal ganz ordentlich gelebt und auf Vorrat gegessen! In das Kochgeschirr kommt zuerst ein Pfund Cornedbeef, schön fett, versteht sich. Dann der Inhalt aus einer grossen Büchse, Schweinefleisch mit Bohnen. Hinterher noch eine Büchse Frankfurter Würstchen, sozusagen als Krönung. Wie Kavaliere essen wir von richtigen Tellern, wobei allerdings das Besteck eine

geringere Rolle spielt. Es ist nicht da, aber wir bedienen uns der langen Buschmesser. Man kann ganz ausgezeichnet Bohnen mit dem Messer essen, habe ich festgestellt. Nur langsam und aufgepasst, dass sie nicht herunterkullern. Und wenn schon — man sucht sie wieder vorsichtig im Gras zusammen. Während wir essen und kauen und uns ganz dem Genuss dieser herrlichen Mahlzeit im Busch hingeben, schnurrt und singt das Tee-wasser im Geschirr über der Petroleumflamme. Die Sonne brennt heiss aus stahlblauem Himmel. Wir sitzen auf alten Baumstümpfen im Schatten einer verfallenen Eingeborenenhütte. Langsam kriechen „Dickpäns“ über meine Langschäfter, grosse, schwerfällige, gefräßige Heuschrecken ohne Flügel. In der Ferne singt die „afrikanische Nachtigall“, ein Esel. Und jetzt antworten ihm andere „afrikanische Nachtigallen“. An die zwanzig Esel stehen hier in der Nähe, die Vorderbeine gefesselt, so dass sie nur langsam weiterhumpeln können. Sie bilden das Donky-Gespann des schweren Wagens, mit dem die Eingeborenen das Material zur Bohrung herausgebracht haben. Augenblicklich haben die „Nachtigallen“ ihre Mittagspause, genau wie wir, genau wie die Schwarzen, die es sich unter einem Kameldornbaum gemütlich gemacht haben, ihren Kaffertee trinken, ihr mitgebrachtes, getrocknetes Fleisch kauen und dann, aus kurzen Stummelpfeifen, einen Kaffertabak qualmen, der alle Insekten im weitesten Umkreis verscheucht, und der vier starke Männer glatt hinlegen könnte. Mit einem Zug. Über dem endlosen Kaokoveld flimmert die Luft vor Hitze. Ganz in der Ferne, am nördlichen Horizont, vielleicht schon in Angola

drüben, zieht eine rotleuchtende, mit tiefblauen Schatten durchsetzte Gebirgskette wilde Zackenlinien durch den Himmel. Das Land ist gross und still wie am ersten Tag der Schöpfung. Und jetzt brodelte das Teewasser. Ich habe den Tee gleich hineingetan, ohne Tee-Ei und sonstige Errungenschaften der Europäerküche. Soll tüchtig aufkochen, der Tee, eine Handschale voll Tee auf zwei Liter Wasser. Zucker glänzt durch Abwesenheit. Aber dort im Gras glänzt noch etwas viel Besseres — eine Flasche Whisky. Zwei Dickpäns haben sich obendrauf gesetzt und nagen am Korken. Die Marke ist so gut, wie nur eine Marke gut sein kann, und uns läuft alles Wasser im Mund zusammen. Es ist, in Anbetracht der Trockenheit, nicht viel, aber es läuft trotzdem zusammen. Und dann, während der fertige Tee etwas abglüht, setzen wir unsere Zigarren in Brand, und der Duft einer erstklassigen, vom Schiff mitgebrachten, echten Havanna durchzieht die Steppe, und der pechschwarze Bambuse, der mich herlotzte, und dem ich den noch anständigen Stummel — etwa ein Drittel der Riesenzigarre — schenke, verdreht die Augen vor Wonne bei jedem Lungenzug. Nachher leckt er säuberlich alles Geschirr rein, schmatzt die letzten Tropfen Tee hinunter, sammelt die Blätter, um sie später wieder zu verwenden, zu neuem Aufguss, während wir beiden Europäer unsere Pläne schmieden. Wir wollen ja etwas sehen. Herr v. K. will seinem deutschen Besucher einiges zeigen, ein Stück echtes Afrika. Und gleich beim Nachlassen der Hitze wollen wir uns auf den Weg begeben. Oder vielmehr „auf die Pad“, wie es hier richtig heisst.

Unser Plan ist fertig. Max schnurrt wieder und lässt sich das lange Gras unterm Gestänge hinstreifen. Diesmal gehorcht er einem anderen Meister, denn mein Kamerad sitzt am Steuer. Er kennt hier die Richtung, er weiss, wo Erdferkellöcher sind, und wo es unter Umständen einen anständigen Achsenbruch geben könnte. Ich sitze etwas abgespannt auf Melusines Platz. Sie aber, die tüchtige Schreibmaschine, musste hinter den Sitz. Fernglas, Kamera und Filme hängen zusammengedrängt am Haken, umgeben von Gepäck, das ständig hin- und herrutscht und tanzt. Wir halten eine Geschwindigkeit von etwa dreissig Kilometern, und das ist für diesen Boden schon sehr viel. Endlich wird das Fahren bequemer.

„Hier beginnt der grosse Elefantenwechsel!“ sagt mein Kamerad am Steuer so leichthin. Ich zucke einen Augenblick beim Gedanken an einen solcher Fleischberge, der uns jetzt auf diesem Pfad begegnen könnte. Nicht auszudenken! Wäre ja sehr schwer, nach rechts oder links auszuweichen. Man müsste mit Vollgas rückwärtsfahren und abwarten. Ich schiele nach den beiden Kugelbüchsen, die geladen und für alle Fälle griffbereit hinter uns stehen, eingeklemmt zwischen Melusine und den Koffern mit Kochgeschirren und Proviant. Die Sonne steht schon bedenklich tief. Blaue Schatten liegen lang und breit über der Steppe, und da sehe ich ihn, sehe ihn ganz plötzlich: „Geradeaus — — Elefant!“ schreie ich. Vor uns, auf dem Wechsel, schreitet gemächlich ein riesenhafter Elefant. Er geht dahin wie auf Gummisohlen. Seine weite Haut hängt wie eine viel zu grosse Hose, etwas heruntergerutscht. Grau und mächtig schreitet das Tier dahin. Ach, was sind dagegen die Elefanten,

die ich bisher in den Zirkussen sah! Nur Schwächlinge, im Vergleich zu diesem Riesentier, das wie ein Fels da vorne auf der Pad wandelt, jetzt nur noch hundert Meter von uns entfernt. Im Schreiten lässt das Tier den langen Rüssel ausgreifen, bald nach rechts, bald nach links, wie einen Arm. Reisst Äste ab, knickt sie wie lächerliche Hölzchen, streift sie durch das Maul und grast mit einer oder zwei langsamen Bewegungen die Blätter ab und die zarteren Hölzer, wirft die armdicken Äste weg. Das, lieber Max, hast du noch nie gesehen! Und nun kreischen unsere Bremsen. Wir wollen nicht zu dicht auffahren. Ich will rasch eine Aufnahme machen. Aber das Geräusch der Bremsen hat den Elefanten aufgeschreckt. Er dreht sich um, er breitet seine Ohren wie zwei Riesenfächer aus. Ich sehe deutlich, dass ein Ohr zweimal gerissen ist und faustgrosse Löcher aufweist. Der Rüssel geht hoch und steht wie eine Schlange über dem gewaltigen Kopf des Tieres. Zwei kleine, gelbe, verkümmerte Stosszähne drohen uns entgegen, und dann wendet sich der Fleischberg, trottet nach rechts ab. Noch ehe ich ihn richtig im Sucher habe, steht er gegen die untergehende Sonne und ist kaum noch von Büschen und Felsen zu unterscheiden.

Noch sind wir beide erfüllt von der Grösse dieses Erlebnisses, da erblicken wir den zweiten Elefanten. Dieser kommt von links und will langsam über die Pad. Da es inzwischen schon stark dämmerig geworden ist, gibt mein Begleiter Gas, um rasch nahe an das Tier zu kommen. Der Elefant aber wackelt ungeduldig mit den Ohren, schaut sich dieses seltsame Wesen, den Wagen, genau an. Wird er uns annehmen? Uns pocht das Herz bis zum Halse hinauf. Wir stehen uns kaum zweihundert

Meter gegenüber, der Wagen und der Elefant. Zum Knipsen ist es doch zu spät geworden, deshalb kann ich meine ganze Aufmerksamkeit diesem Riesentier zuwenden. Was wird es tun? Unser Motor läuft.

„Wenn er uns annimmt, biege ich nach links ab, mit dem Wind,“ sagt v. K. Es ist den Grosswildjägern bekannt, dass ein Elefant sehr bald ablässt, wenn der Verfolgte mit dem Wind läuft, weil das Tier damit die Witterung verliert. Sein Gesicht ist nur gering. Ich sehe die Fäuste meines Kameraden am Steuer liegen, ganz hart und fest. Sein Fuss steht auf dem Gashebel. Rasch wechseln seine Augen vom Riesentier zur Grasfläche, links neben der Pad. Zur Not wird man darin fahren können, sogar ein ordentliches Tempo, stelle ich fest. Büsche und kleinere Bäume sind kein Hindernis, wenn der Elefant hinter einem her ist. Das Tier aber besinnt sich, trottet seinen Weg in der eingeschlagenen Richtung weiter. Jetzt gibt mein Kamerad Gas, und Max, der Wagen, schießt auf den Elefanten zu, will ihm den Weg abschneiden. Wird das Tier diese Herausforderung annehmen, wird es sich stellen? Nein, der Riese setzt sich langsam in Trab. Wie im Zeitlupentempo läuft das Tier quer vor uns über die Pad, keine dreissig Meter weit. Seine dunkle, von Dornen zerkratzte Masse füllt den ganzen Ausblick meiner Schutzscheibe, sekundenlang. Dann bricht er wie ein D-Zug rechts ins Dickicht. Wir fahren noch eine kleine Strecke, horchen hinaus. Er bricht weg, immer weiter. Wir hören Äste knacken und krachen, noch eine halbe Minute lang. Dann erst wischen wir uns die Schweisstropfen von der Stirn.

Wir sprechen zuerst gar nichts. Noch wühlt in uns der gewaltige Eindruck dieses Erlebnisses, bis v. K. aussteigt und die Erde untersucht. „Frische Löwenspuren! Hoffentlich ist der kranke Löwe dabei. Vorigen Sonntag hatten wir einen alten Einzelgänger in einer Leopardenfalle. Der Bursche konnte sich aber befreien, allerdings blieben zwei Krallen und Fetzen von Zehen in der Falle hängen. Das Tier hatte ringsum alles zerwühlt und zerbissen und zerkratzt, in sinnloser Wut. Eingeborene haben diesen Löwen später noch gesehen, stark hinkend. Hoffentlich bekommen wir ihn vor die Mündungen.“

Wir fahren weiter. Wiederum frische Löwenfährten, aber es ist kein krankes Tier darunter zu erkennen. Alle diese Spuren sind gross, kräftig, tief ausgeprägt. Es überläuft mich eiskalt beim Anblick dieser Spuren im lockeren Sand.

„Und hier sind Nashornspuren,“ sagt v. K. und zeigt mir längliche, kräftige, flache Tritte. Daneben erkennt man deutlich die frischen, gut geprägten Elefantenspuren, rund, gross wie Servierplatten. Die zahlreichen anderen Spuren von Schakalen, von Hyänen, von Zebras und Kudus, von Antilopen und Kleingetier beachten wir nicht mehr. Und alle diese Spuren führen nur einzig in eine Richtung, auf ein kahles, von Dornen überwuchertes Gestein, zwischen dessen wuchtigen Brocken fünf Quellen liegen, die einzigen Wasserstellen weit und breit. Nur wenige Jäger und Naturfreunde haben jemals dieses Gebiet betreten. Jener, dem dieser Bezirk tief im Kaokoveld gesetzlich gehört, hat alle ungeeigneten Menschen, besonders die sogenannten Schiesser, ferngehalten. Und hat sich damit ein Tierparadies erhalten, wie es schöner kaum sein kann. Ich möchte

diese Gegend auf Wunsch nicht näher bezeichnen, sondern sie nur „Tal des Todes“ nennen. Die Felsenmassen treten bald ganz nahe zusammen, werden steiler, wilder. Es ist eine Landschaft, wie man sie bisher nur in der Phantasie erleben konnte. Haushohe, rundgeschliffene Felsbrocken sind von Dornengerank umwuchert, und die beiden Talböschungen treten eng zusammen. Kaum noch zwanzig Meter breit ist jetzt die Talsohle mit ihren Felsbrocken, ihrem Gestrüpp und ihren Sandflächen. Mein Fuss stösst an einen weissen, länglichen Gegenstand. Ich schaue näher hin. Es ist ein blankgenagter Zebra-schädel. Und ringsum liegen weitere Teile eines gerissenen Zebras, nein, es liegen noch recht viele Teile von Antilopen, von Kudus und Zebras hier in diesem engen Tal. Es bleichen hier Gerippe und Knochen, Hörner und Hufe im Sand oder auf Klippen, heben sich weiss vom dunklen Fels ab. Der Mond ist aufgegangen, ein wundersamer Vollmond, und beleuchtet diese gespensterhafte Landschaft mit den vielen Knochen und Schädeln. Leichter Aasgeruch weht mit dem Wind dahin. Die Geier haben nicht genügend Arbeit geleistet, oder sie hatten zuviel zu fressen und wurden nicht ganz fertig mit den Aufräumungsarbeiten. Die kleineren, geringeren Knochen fehlen, das stelle ich fest, ein Zeichen, dass die Hyänen auch am Werk waren. Ihnen sind solche Knochen auch schon eine willkommene Mahlzeit. Nur die schwersten Röhrenknochen liegen unberührt und spiegelblank umher, von Schakalen abgenagt, von Ameisen gereinigt. In diesem Augenblick und unter diesem starken Eindruck habe ich diese Gegend das „Tal des Todes“ getauft. „Hier hat sich voriges Jahr ein seltsamer Vorfall abgespielt,“

sagt mein Kamerad und zeigt mit der Büchse rundum auf die Felsen, die als abgeschliffene, wilde Steinhaufen das Tal des Todes einengen. „Herr v. K. und seine Frau waren hier auf dem Anstand, um Wild zu beobachten und einen Löwen zu schießen. Da kam eine Elefantenherde zur Tränke. Die Tiere marschierten rülp send und mit viel Verdauungsgeräuschen auf lautlosen Sohlen durch das Tal. Einige Jungtiere entfernten sich spielerisch von der Gruppe der Alten und stiessen zufällig auf die beiden Menschen, die sich noch rasch auf einen Felsen schwingen konnten. Und siehe, die Jungtiere schrien vor Überraschung, und die Alten eilten herbei, im Glauben, es sei den Jungen etwas geschehen. Die Elefantenbullen nahmen Witterung und versuchten, die Menschen von der Felsplatte herunterzureissen. Es gelang ihnen aber nicht. Nun begann eine regelrechte Belagerung. Immer wieder versuchten die erbosten Dickhäuter die Menschen zu erreichen. Sie schlugen mit den Rüsseln gegen den Felsen, sie stemmten sich mit voller Wucht dagegen, um die Steinplatte zu erschüttern, aber sie hielt. Nun erkletterten die Elefanten die Felsen ringsum, soweit es ihnen möglich war, und zeigten eine seltsame Beweglichkeit. Sie kamen bis dicht an die Menschen heran, aber noch war das Farmerpaar nicht zu erreichen. Deshalb begann eine regelrechte Belagerung des Felsens und des Tales durch die wildgewordenen Elefanten, bis zum hellen Morgen. Dann erst zogen die Tiere trompetend ab und stampften durch den Busch in die Wildnis zurück.“

Inzwischen sind wir am Ziel und nehmen Lauerstellung ein, etwa vierzig Meter von der ersten Quelle entfernt. Die fünf

Quellen im Tal des Todes liegen dicht nebeneinander. Vier geben nur brackiges Wasser, eine davon aber sprudelt langsam ein ausgezeichnetes Süßwasser. Hier kommen besonders die Raubkatzen zur Tränke. Hier lecken sie das köstliche Nass, ehe sie sich dann auf die Felsen legen, um später herankommendes Wild zu schlagen. Dort, wo das Brackwasser fließt, steht mannshohes, hartes Gras, hier aber ist der Zugang zur Wasserstelle von allen Seiten frei. Das Quellenbecken ist etwa fünf Meter gross und zwei Meter breit. Die Grösse der anderen vier Quellen lässt sich nur abschätzen, weil die Stellen vom Hartgras überwuchert sind. Nur hundertfünfzig Meter sind es von der ersten bis zur letzten Quelle. Wir legen uns etwa fünfunddreissig Meter neben die Süßwasserquelle auf die Lauer, die Büchsen bereit zur Verteidigung, entschert. Eine kleine Brustwehr aus losen Felsbrocken schützt uns gegen Sicht von vorne. Wir können aber bequem zwischen den Steinlücken hindurchschauen, wie durch Scharten. Es mag losgehen. Drüben an den Quellen fallen hin und wieder grosse Vogelschwärme ein, Trappen und Wachteln; schwerfällig nahen Perlhühner, dann kommen Kiebitze und Tukane. Jetzt, im hellen Mondschein, nahen sie alle und holen sich ihren Trunk, ehe sie ihre Nist- und Rastplätze aufsuchen. Vielleicht spielt sich tagsüber der gleiche Verkehr hier ab, und wir haben diese Idylle nur durch unsere Ankunft brutal gestört. Manchmal, durch irgendein schleichendes Getier erschreckt, erheben sich die Vögel, streichen mit kleinen, angsterfüllten Rufen ab, umkreisen das Tal des Todes, ziehen wie Schatten über die Mondscheibe hinweg, fallen wieder ein, flattern endlich für

immer ab. Es wird still im Tal. Maulwurfsgrielen setzen ein und erfüllen die stille Mondnacht mit ihrem Gesang. Wir unterhalten uns nur noch in Zeichensprache. Hinter uns rascheln Bergratten. Manchmal das Schleichen eines kleineren Tieres, irgendwo zwischen den Felsen. Die Dornbüsche stehen wie Schattenrisse im Mondlicht, hart, unbarmherzig, drohend. Hier ist alles hart und ohne Erbarmen, hier geht es nur ums nackte Leben. Von weither kommen die Tiere der Steppe und des endlosen Kaakoveldes an diese Quellen, um zu saufen. Sie haben nur die Wahl zwischen Verdursten und diesen Quellen, die aber gleichzeitig erhöhte Lebensgefahr bedeuten: Hier lauert das Raubwild auf seine Opfer, und es lauert nie vergebens, denn einmal muss der unbarmherzige Durst die scheuesten der scheuen Steppentiere an die Quellen treiben. Selbst der Trunk Wasser ist Todesnot in diesem weiten, geheimnisvollen, harten Afrika. Die Elefanten haben es nicht nötig, mit aller Vorsicht zur Quelle zu gehen. Der Leitbulle voraus, kommen sie festen Schrittes daher, schnaufend und unterwegs Äste knickend. Es soll nicht geräuschlos sein, wenn sie nahen, nein, alle Tiere sollen es wissen, dass jetzt die unerschütterlichen Fleischberge zur Quelle wollen. Sie sollen es wissen und Platz machen. Auch Löwen und Nashörner kommen ohne Umschweife zur Tränke. Sie haben ja eigentlich keine ebenbürtigen Gegner. Warum also auch Vorsicht? Für die anderen Tiere der Steppe aber ist der Weg zur Quelle oft genug ein Todesgang.

Ich schaue auf die Uhr, es ist erst kurz nach sieben Uhr, als wir auf dem Anstand liegen.

„Schlafen Sie zuerst, solange die Felsen noch durchwärmt sind,“ sagt mir mein Kamerad. Ich lege mich auf die Klippe, bin bald tief eingeschlafen. Da werde ich geweckt. Ich ziehe die Uhr. Es ist gerade ein Viertel vor neun.

„Sie haben ganz grosses Glück,“ sagt mir v. K. „Dort drüben naht ein Elefant und kommt zur Quelle.“ Ich hebe den Kopf ganz vorsichtig, äuge mit dem Glas über den Rand der Brüstung, und es durchzuckt mich jäh. Da vorne, diese graue, langsam heranrückende Masse, ist kein Elefant, sondern ein schweres Nashorn, ein kapitaler Bulle. Ganz deutlich sehe ich im hellen Mondschein seine beiden Hörner. Das vordere Horn ist meterhoch, leicht nach hinten gebogen, spitz und gefährlich. Ich reiche das Glas meinem Kameraden. Wie verzückt starrt er hinüber. Das Tier kommt langsam näher, hält jetzt dicht vor uns, sichert, zieht die Luft ein, zweimal, dreimal. Dreht den spitzen, gefährlich aussehenden Schädel nach allen Seiten, um diese ihm fremde Witterung einzusaugen. Wir bleiben fast atemlos. Unsere Büchsen liegen schussbereit, entsichert vor uns auf dem Felsen. Wir wissen genau, dass ein Nashorn jeden Gegner sofort angreift, ihn zerstampft, gegen die Felsen quetscht. Ein Nashorn ist gefährlicher als Löwen und Elefanten.

Endlich lässt das Tier von unserer Witterung ab, geht zur Quelle, beugt den wuchtigen Kopf und säuft. Das Horn ragt wie ein drohender Dolch oder wie ein schwerer Krummsäbel aus der Wasserfläche. Manchmal hebt der Riese seinen Kopf ganz rasch und unvermittelt, dreht ihn zu uns hin. Wahrscheinlich hat ihm ein kleiner Windstoss wiederum einen Hauch unserer Witterung gebracht. Wir verhalten uns ganz still. Und

dann beruhigt sich das Tier, säuft lange, mit acht Unterbrechungen oder Atempausen. Sein langgestreckter Körper scheint ungeheure Wassermengen aufnehmen zu können. Ich schätze das Gewicht dieses Bullen auf etwa fünfzig Zentner. Endlich hat der Bursche genug, dreht sich um, bleibt aber noch lange stur und regungslos stehen und horcht in das Tal hinein, nimmt Witterung, setzt sich dann langsam in Bewegung. Wir hören das Tier wegbrechen. Es wird wieder still im Tal des Todes. Wir richten uns auf, tauschen unsere Eindrücke aus, unterhalten uns. Und da trabt es heran — — das Nashorn kommt zurück. Es rast daher in leichtem Trab, trotz seines Gewichtes. Unter den kurzen Beinen sprüht der Sand. Rennt schnurstracks auf uns zu.

„Hat uns gehört und nimmt uns jetzt an!“ sagt mein Begleiter, packt sein Gewehr. Ich umklammere die zweite Büchse. Das Tier rast schnaubend und wie blind vor Wut an uns vorbei, macht kehrt und beginnt die sanft geneigte Felsplatte zu unserem Sitz zu ersteigen. Steht aber plötzlich mit gesenktem Kopf, witternd, lauschend. Und uns schlägt das Blut wild im Halse. Und da trabt es zum zweitenmal. Wieder sprüht Sand, und ein zweiter Nashornbulle, viel mächtiger, viel stärker, viel schwerer als der erste, kommt daher, nimmt seinen geringeren Gegner an. Ach so, wir waren ja gar nicht gemeint. Um uns hat er sich ja nicht gekümmert. Uns galt dies Antraben überhaupt nicht! Mit Genugtuung erwarten wir das unvermeidliche Zusammenprallen dieser beiden Riesentiere. Mehr als hundert Zentner Fleisch gegeneinander! Nicht auszudenken! Und unmittelbar vor unseren Augen, nur einen halben Stein-

wurf vor uns! Fast zum Greifen nahe die beiden wütenden Bullen, die sich jetzt gegenüberstehen, die Köpfe gesenkt. Sie schnauben. Sie heben abwechselnd die Vorderfüsse wie sichernde Hühnerhunde, sie benehmen sich ganz leicht und behende. Manchmal lässt einer den hochgehobenen Fuss hart und zackig aufknallen. Wie Rekruten, die langsamen Schritt üben müssen, denke ich, und dieser Vergleich lässt mich leise lächeln. Werden die beiden nun endlich ihre Fehde austragen? Nein, sie denken nicht daran, sie stehen wie angewurzelt, schnaubend, mit den Vorderfüssen schlagend. Und da wendet sich der geringere Bulle, wird flüchtig. Der Sieger aber geht zur Quelle, säuft langsam, genüsslich. Er säuft und hebt zwischendurch den Kopf, macht langsame Pausen. Er bewegt das Maul, und wir hören die starken Zähne mahlen. Er rülpt und lässt seine Winde streichen, dreht sich dann um, zertrampelt die Spur seines Gegners, umkreist die ganze Quellengegend, wie um von ihr Besitz zu nehmen, entfernt sich dann langsam, horchend und nach seinem Nebenbuhler Ausschau haltend. Ich schaue auf die Uhr. Dieses Schauspiel hat fast eineinhalb Stunden gedauert, und es schien uns wie das Erlebnis von fünf gutausgefüllten Minuten.

Kurz vor Mitternacht erscheint plötzlich ein Zebrahengst. Ganz unvermittelt steht er da, saugt die Luft ein, lässt die Nüstern flattern, schnaubt und scharrt, tastet sich schrittweise zur Quelle hin, setzt aber in mächtigen Sprüngen wieder ab, sichert und spürt. Jeden Felsen durchsucht das Tier, und derweil bleibt die Herde mit den schwächeren Tieren etwa dreissig

Schritt zurück, lose im Gelände verteilt. Jeder Zurücksprung des Leithengstes löst sofort ein allgemeines Flüchten aus. Dann klappern die vielen Hufe auf den harten Felsplatten, dann spritzt der Sand. Langsam, mit wohl hundert Flüchten, umkreist der Leithengst die fünf Wasserstellen. Steht manchmal minutenlang ganz still, mit angehaltenem Atem. Ich kann seine prachtvolle Fellzeichnung genau erkennen. Bis auf wenige Meter kommt das Tier heran. Endlich ist es so weit. Das Rudel ist an der Quelle und säuft lautlos. Es ist inzwischen drei Uhr geworden. Als letzter säuft sich der Hengst satt, dann hebt eine grosse Flucht an, hinaus aus dem Tal des Todes, wo die Knochen so vieler Zebras im Mondlicht bleichen, ein stetes Mahnmal für alle Tiere der Steppe.

Es nahen dann einige Schakale. Wir hören in der Ferne die Donnerstimme des Löwen, aber bis zur Quelle kommt der Steppenkönig diesmal nicht, weil die letzte Regenzeit ausgiebig war und draussen noch manchen Tümpel hinterliess. Ganz rasch naht der Tag, fast ohne Übergang. Die Felsen stehen hell im Glanz der Sonne. Wir verlassen unseren Beobachtungsstand, schreiten durch das lange Tal des Todes wieder auf dem Elefantpfad zum Wagen hin, fahren auf unserer eigenen Spur zurück, gelangen zur Farm, wo uns, nach den aufregenden Ereignissen der letzten fünfzehn Stunden, ein herrliches Frühstück erwartet, mit geräuchertem Springbockfleisch als Haupt- und Mittelpunkt.

Dann nehmen wir ein kühles Bad, das wohltuend auf unsere unzähligen Moskitostiche wirkt, denn auf unserem Beobachtungsposten waren wir wehrlos diesen Quälgeistern ausgeliefert.

Bin wieder ganz allein (natürlich mit Max und Melusine) auf der Pad. Die gastfreundliche Farm am Rande des Kaokoveldes liegt etliche zwanzig Kilometer hinter mir. Die Pad ist gut, das Wetter noch nicht zu heiss, die Elefantenspuren schon etwas älter, wie ich jetzt fachmännisch feststelle, da die Losung schon hell und trocken aussieht. Weit und breit liegt Friede über dem einsamen Land. Pfefferfresser, die flinken Elstern Afrikas, fliegen geschäftig vor meinem Kühler auf. Manchmal kreuzen einige „Pauen“, graue Riesentrappen, meinen eiligen Weg, oder Perlhühner flattern über die Pad. Natürlich, man muss fahren können und kaltes Blut bewahren, denke ich und weiche einigen dicken, von Elefanten abgerissenen Ästen aus. Gleich werde ich singen, meine Lieblingsbeschäftigung, wenn ich allein fahre. Ich singe nicht schön, aber laut. Gewöhnlich fange ich mit der „Regimentsmarie“ an. Alte Soldatenlieder liegen mir noch am besten. Mit allen Nachsätzen und Zudichtungen, versteht sich. Da, während ich mich noch zum Gesang räuspere, schießt Maxl wie verrückt nach vorn und saust bergab. Ganz plötzlich senkt sich die Pad in ein Riviere. Na, das ist nicht schlimm, werden wir gleich haben! Schon andere Riviere durchfahren! Puh, die hundert Meter bis hinüber — Zuerst mal gebremst, damit man in der Tiefe nicht aufbäumt und dann aber ordentlich Gas, im zweiten Gang und durch, ohne Halten! Da drüben wird doch wohl die Pad wieder gut werden, da werde ich schon — schon — nein, nein, es ist ein Traum, ein Hirngespinnst, ein Phantom! ? Nein, es kann nicht sein! Ich brems mit aller Kraft. Mitten im Riviere brems ich, brems vor Schrecken, vor jäher Überraschung. Denn

dort, wo ich hinschaue, keine hundert Meter vor mir, am Rande des Rivieres, gerade dort, wo ich durchmuss, naht ein riesengrosser Elefantenbulle. „Zurück!“ befiehlt mein Gehirn, „mit Vollgas zurück!“ Ich schalte blitzschnell, ich gebe Gas. Ein Sandwirbel trommelt und knistert gegen meine Schutzbleche, aber der Wagen steht. Nein, er sinkt ein. Und der Elefant drüben stutzt, äugt herüber und wackelt ungeduldig mit den Ohren. Er weiss nicht, was er mit diesem seltsamen Käfer dort anfangen soll, der im Flussbett steht, blinkend und fauchend und mit Sand um sich werfend. Soll er ihn annehmen und zerstampfen? Wäre wohl richtig, denn warum und wieso faucht dieser Zwerg einen Elefanten an, der weiter nichts will, als friedlich vorbeigehen? Wohl wahnsinnig geworden, der Sandfloh!

Ich weiss nicht, ob der Elefant drüben so denkt, ob er überhaupt nähere Beziehungen zu Kraftwagen hat; ich weiss in diesem Augenblick gar nichts. Nicht einmal meine Kamera wage ich fertigzumachen. Ich stelle den Motor ab, weil es aussichtslos scheint, ihn nochmals laufen zu lassen. Rasch halte ich Umschau und sehe dicht hinter mir einen Termitenhügel, in einen Baum hineingewachsen. Wenn der Elefant drüben näherkommt, denke ich, springe ich heraus und auf den Termitenhügel, klettere von dort auf den Baum und warte ab. Wird er kommen? Das Tier nimmt Witterung mit hochgehaltenem Rüssel, wackelt ganz ungeduldig mit den Ohren. Jetzt ist es Zeit für mich, jetzt hinaus und den Termitenhügel erklommen! Der Riese aber wendet sich langsam, bedächtig, friedlich, bleibt nochmals stehen, schaut zurück, wendet wie-

der den urweltlich grossen Kopf mit den Fächerohren, schreitet dann weg, ein Bild von Kraft und Schönheit, wie man es selten zu sehen bekommt. Ich aber sitze immer noch wie vom Donner gerührt. Ich höre ihn in der Ferne wegbrechen. Das Knacken und Splittern der Äste wird geringer, schwächer. Das Erlebnis ist zu Ende. Wirklich, ist es zu Ende?

P. C. E T T I G H O F F E R

Nashörner
kämpfen im Tal des Todes



3. Auflage 1943

Druck: Van Markens Drukkerij-Vennootschap, Delft/Holland

Printed in Holland

Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

BERTELSMANN - FELDPOSTHEFTE